

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte =
Annuaire de la Société suisse de préhistoire = Annuario della Società
svizzera di preistoria

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte

Band: 41 (1951)

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grundplan mit der damit verbundenen Koordinatenfixierung wesentlichen Fortschritt bedeuten.

Es scheint dem Schreibenden, daß zwischen amtlicher Kartographie und Geschichtsforschung Interessen beständen, die im Momente der Entstehung neuer Kartenwerke abzuklären seien.

XII. Bücherbesprechungen

Pia Laviosa-Zambotti, Ursprung und Ausbreitung der Kultur, Verlag für Kunst und Wissenschaft, Baden-Baden 1950, 455 S. mit 59 Abbildungen, 1 Karte und 19 Tafeln. Aus dem Italienischen übersetzt von F. Siebert. (Originaltitel: *Origini e diffusioni della civiltà*, Milano 1947).

Der vorliegende imposante Versuch, eine Darstellung der Kulturentstehung und -verbreitung zu leisten, die den ganzen Erdball umfaßt, ist ein schönes Zeugnis der Zusammenarbeit von Urgeschichte, Ethnologie und Anthropologie; ein Zeichen dafür, daß seit dem letzten vergleichbaren Versuch (von O. Menghin) eine konstruktive Verschmelzung sich bekämpfender Prinzipien und Methoden möglich geworden ist.

Während das methodisch Neue in der Stoffbehandlung durch *Pia Laviosa-Zambotti*, Dozentin an der Universität Mailand, in klaren Leitsätzen der einführenden Kapitel formuliert wird, ist ihre Position gegenüber anders gerichteten Schulen der Anthropologie nicht völlig deutlich ausgesprochen und im wesentlichen auf die Diskussion zweier scheinbar polar entgegengesetzter Erklärungsprinzipien der Kulturverbreitung reduziert: „Parallelismus durch Konvergenz oder genetische Abhängigkeit“ (42—47). Die Antwort wird in der heute allein haltbaren Weise gegeben, daß die Untersuchung der Einzelphänomene nie durch ein einziges Kriterium präjudiziert werden darf. Die Schmidt'sche Kulturkreislehre, ein methodischer Grundpfeiler des Werkes, wird auf eine neue Basis gestellt, indem die Demonstration der zeitlichen Aufeinanderfolge der beiden Hauptkreise (Jägerkreis, Ackerbaukreis) das Hauptthema des vorliegenden Buches ausmacht. Ein Vorwurf kann, wie vor der Kulturkreislehre im allgemeinen, auch hier nicht ganz verstummen: der Vorwurf gegenüber der irreführenden Voraussetzung, die physische Form eines Artefakts zum hauptsächlichsten Kriterium für die Identifikation von Kulturtatsachen zu machen. Gemildert wird diese Gefahr jedoch durch die Anwendung zweier weiterer Kriterien, die von der Autorin als fruchtbare Arbeitsprinzipien ausgearbeitet und seinerzeit von *F. Ratzel*¹ in die vergleichende Ethnographie eingeführt worden sind: Raum- und Zeitstratigraphie. Wenn *P. Laviosa* wiederholt betont (81, 436), daß sie diese Kriterien „in voller Unabhängigkeit von der Ethnologie in unserem Wissensgebiet ausgearbeitet“ habe, möchten wir darin weniger einen „Beweis für die Güte der von uns geschaffenen Methoden“ sehen, als ein Symptom für eine Vernachlässigung der Beiträge, welche die Anthropologie der letzten Dezennien zur Klärung methodischer und begrifflicher Fragen, die auch die Schwesterwissenschaften dringend angehen, geleistet hat. Es ist darauf zurückzukommen. Daß die in der Einleitung versprochene Erklärung der Fachausdrücke (22) nicht gegeben wird, kann der nicht vorgebildete Leser bedauern. Schwerer wiegt der Mangel klarer Definitionen von Begriffen, die als „Leitmotiv“ das ganze Werk durchziehen, wie etwa „Kultur“ und „Kulturelement“. Die für jede vergleichende Betrachtung grundlegende Frage danach, ob Kulturelemente grundsätzlich voneinander unabhängig oder gesetzmäßig assoziiert sich verbreiten, wird nirgends berührt, letzteres aber stillschweigend vorausgesetzt.

Nach diesen prinzipiellen Feststellungen sollen die wesentlichsten Leitsätze, nach denen die Interpretation der Phänomene konsequent durchgeführt ist, im Wortlaut angeführt werden: „Unsere Auffassung . . . beruht auf der Annahme von primären schöpferischen Antriebszentren,

¹ F. Ratzel, *Anthropo-Geographie* (Stuttgart 1882/98).

die Zweigzentren erzeugen; in diesen wandelt sich die ursprüngliche Erscheinung der ersteren im Verhältnis zu der Kraft ihrer wiedererzeugenden Fähigkeiten. Diese sekundären Zentren sind natürlich jünger als diejenigen, von denen sie erzeugt worden sind und können ihrerseits dritte Antriebszentren ins Leben rufen, die im Vergleich zu den sekundären und in noch höherem Maße zu den primären chronologisch jünger sind. Von den primären können diese dritten Zentren mehr oder weniger deutliche Spuren bewahren, je nach dem Grad der Veränderung, der die primäre Kultur im sekundären Zentrum ausgesetzt war und je nach der Wiederverarbeitung ihres Inhaltes im Vergleich zum sekundären Zentrum, von dem sie unmittelbar herkommen. Diese Wandlung kann durch innere Reaktion, nämlich des Substrats, oder durch Berührung mit anderen, von benachbarten Zentren ausgehenden Strömungen verschiedener oder verwandter Natur oder schließlich durch individuellen Erfindungsdrang hervorgerufen werden. Gleichzeitig verflechten und wandeln sich natürlich die ethnischen und linguistischen Elemente...“ (40/41). „Die Völker, welche Träger der ältesten Kulturen waren, wurden... in globalem Sinn nach den Rändern der Kontinente und in regionalem Sinn an die Peripherie und nach den weniger zugänglichen Gebieten der einzelnen Regionen zurückdrängt“ (55) „... daß jede Kultur an der Randzone ihres Wirkungsbereiches mit der Stoßkraft auch einen großen Teil ihrer erneuernden Fähigkeiten verliert“ (73).

Nachdem in einem 1. Teil „Allgemeine Gesetze der Bildung und Ausbreitung der Kultur“ dargelegt werden (27—47), bilden die ersten Kapitel des II. Teiles (93—176) „Die ältesten menschlichen Kulturen und ihre Widerspiegelung in der Gegenwart“ die Vorbereitung zum Hauptanliegen des Werkes, Ursprung und Verbreitung der Ackerbaukultur unter räumlichem und zeitlichem Aspekt zu schildern (175—353). Zweimal wird der Leser über den ganzen Erdball geführt. Ein erstes Mal bei Beschreibung der Paläo- und Mesolithischen Kulturen, wobei nach Annahme eines monogenetischen Ursprungs der ältesten Rassen im heutigen Palästina das Bild der altsteinzeitlichen Jägerkulturen von Westeuropa ausgehend nachgezeichnet und der Ausbreitungsbereich verfolgt wird. In Beantwortung der Frage nach einem möglichen Fortleben der Kulturen der ältern und mittlern Steinzeit wird anschließend an den Überblick über „die anthropologische und kulturelle Stellung Südasiens und Australiens“ eine Schilderung der heutigen Primär- und Protokulturen gegeben, stets unter dem Gesichtspunkt ihrer genetischen Zusammenordnung. Der Kernteil des Werkes behandelt ausführlich die Entstehungszentren der Ackerbaukultur, ausgehend von einem monogenetischen Ursprung in den Flußtälern Mesopotamiens. Daran schließt sich die Darstellung der radialen Verbreitung der Ackerbaukultur, die von den Zentren aus über die Kontinente ausstrahlt. Ein dritter Rundgang führt über drei Erdteile zur Behandlung einer Spätphase in diesem globalen Vorgang, der Blütezeit der „Hoch- oder Stadtkulturen“ (353—404) in Asien (Mesopotamien, Ägypten, Indien, Polynesien, Indonesien) Afrika und Amerika (Azteken, Maya, Inka).

Bei einer so umfassenden Darstellung verwickeltster Zusammenhänge, die als Arbeitsleistung Bewunderung heischt, könnten freilich manche Einzelzüge anders aufgefaßt und gedeutet werden (z. B. das chronologische Verhältnis der iberischen Glockenbecher zur monochromen Grottenkeramik); gleichermaßen verständlich ist, daß die angedeutete Interpretationsmethode zu überspitzten Formulierungen verleiten kann (z. B. wenn die Tendenz zur Mikrolithik im mesolithischen Tardenoisien als bloße Verkümmerserscheinung dargestellt wird [119]). Der Fachmann wird Einzelzüge anders zeichnen; für den Nichtprähistoriker, Nichtanthropologen, in dessen Hand man den Band vor allem sehen möchte, wird dadurch das Gesamtbild der kulturellen Abläufe nicht beeinträchtigt. Die Grundzüge sind durchaus überzeugend und in der Originalsprache in oft brillantem Stil vorgetragen. Gerade der Prähistoriker wird der italienischen Kollegin dankbar sein, die europäischen Probleme von einem Standpunkt am Mittelmeer aus beleuchtet zu haben, von dem allein aus sie oft einer Lösung entgegengebracht werden können. Als besonders gelungen möchte man in dieser Hinsicht die Ausführungen über die Substratwirkungen des jüngeren Paläolithikums in Europa und über die verschiedenen Impulse, welche die spätsteinzeitlichen Donaukulturen vom helladischen Kulturbereich empfangen haben, bezeichnen.

Für die Unmittelbarkeit des Ausdrucks der Autorin spricht der Umstand, daß eine objektiv wie subjektiv unterschiedliche Stoffbeherrschung auch im Stil zutage tritt. Objektiv ist diese darin begründet, daß die Probleme selbst heute oft noch nicht völlig bewältigt werden können.

So fehlen etwa zur Interpretation paläolithischer geistiger Kulturäußerungen, wie sie sich in Grabritus und Kunst überliefern, vielfach noch die direkten Handhaben. Ebenso scheinen zu einer klaren Darstellung der Expansion der Indoeuropäer und ihres vor allem auch sprachlichen Verhältnisses zu den Völkern der eurasischen Steppen (294 ff) die Voraussetzungen noch nicht ausreichend gegeben. Die Lektüre wird hier um so mühevoller, als das Verständnis unterstützende Karten der Originalausgabe weggelassen sind.

Diese objektiv bedingte Situation spiegelt sich im Stil, insofern er da gegenüber der durchwegs plastischen Schilderung faßbarer Kulturtatsachen zu größter Verschwommenheit des Ausdrucks absinkt (bes. 310 ff). Von subjektiv ungleicher Stoffbeherrschung ist überall da zu sprechen, wo es um vermeintliche Schilderung oder Rekonstruktion religiöser und sozialer Institutionen der behandelten Kulturen geht. Die Gesichtspunkte und darauf beruhende Terminologie sind oft antiquiert und immer viel zu allgemein gehalten, als es heute vielfach noch verantwortbar oder jedenfalls der wirklichen Erhellung solcher Phänomene zuträglich ist.

Antiquiert ist der einst von *Levy-Bruhl* geprägte Begriff vom „Vorlogischen Denken der Primitiven“², zumindest seit den Arbeiten des jüngst verstorbenen holländischen Forschers *G. van der Leeuw*.³ Eine Feststellung wie „die Welt der Primitiven ist außer vom Magischen auch stark von der Sinnlichkeit und der Erotik beherrscht“ (110) muß im Leser eine falsche Vorstellung der damaligen Kulturatmosphäre wecken und sollte nach den grundlegenden Untersuchungen von *Br. Malinowski*⁴ nicht mehr ausgesprochen werden können. Gleiche Oberflächlichkeit gegenüber den darzustellenden Phänomenen zeigt ein Satz wie „allerdings bleibt in der primitiven Gesellschaft die Individualität von dem Berg von Aberglauben unterdrückt...“ Im Zusammenhang mit den Ackerbaukulturen wird mit erstaunlicher Monotonie immer von magischen Praktiken, Fruchtbarkeitsriten und Magna-Materkult gesprochen, ohne daß an einem Einzelphänomen der Versuch zu differenzierter Anschaulichkeit unternommen würde, der freilich die Unzulänglichkeit der angewandten Begriffe erweisen müßte. Auch der wiederholte Hinweis auf Riten der historischen griechischen Religion kann dafür nicht entschädigen, da die angeführten Analogien meist unzutreffend sind, was für die Zuverlässigkeit der gesamten Darstellung Bedenken wecken muß. Rituelles Pflügen ist nicht direkt in Zusammenhang mit dem attischen Fest der *Thesmophoria* bezugt (165) und wird in jedem Fall von Männern ausgeführt. Ein Zusammenhang des Festes mit der Pflugkultur wird von Nilsson überhaupt bezweifelt⁵.

Für die *Brauronia* ist nirgends überliefert, daß die Mädchen als Bärinnen verkleidet wurden (167), dagegen erfahren wir ausdrücklich, daß sie ein saffrangelbes Stoffgewand trugen (*κροκωτός*, *Arist. Lys. V 645*). Andererseits scheint der Autorin das mehrfach bearbeitete *Hainuwele* mythologem Indonesiens⁶ unbekannt geblieben zu sein, dessen tatsächliche enge Analogie zum *Persephonemythos* sie sich nicht hätte entgehen lassen, als starkes Beweisglied der mittelbaren Abhängigkeit dieser Inselkulturen vom Mittelmeergebiet durch Vermittlung der *Drawidas* Vorderindiens.

Der gleiche Vorwurf schematischer Begrifflichkeit muß gegenüber der Darstellung der Herauskristallisierung von König- und Priesterkönigtum in Mesopotamien und seiner sozialen Grundlage gemacht werden. Hinter jedem Wort scheint noch die Theorie *Frazers* hervor, wonach die Rolle des Führers, Magiers, Häuptlings usw. sich nach der Fähigkeit bestimmt, den Aberglauben seiner Untertanen auszubeuten. Wer sich über die wirklichen, heute in der Wissenschaft herrschenden Anschauungen in diesen Fragen ein Bild machen will, sei auf die glänzende Darstellung

² „La mentalité primitive“ (1922).

³ „L'homme primitif et la religion“ (1933).

⁴ *The sexual life of the savages in North-Western Melonesia* (London 1929).

⁵ *Geschichte der griechischen Religion* (1940) (*Handbuch der Altertumswissenschaft*), 435 f.

⁶ *Ad. Jensen, Paideuma I, 199 f.*

von *H. Frankfort* verwiesen⁷, der gerade den sozialen und geographischen Hintergründen der Entwicklung in Mesopotamien nachgeht.

Symptomatisch für das schematische Begriffssystem, mit dem der geistige Aspekt der dargestellten Kulturen erfaßt werden soll, ist die Doppelreihe, die zwar nirgends ausdrücklich aufgestellt und definiert, aber dauernd angewandt wird: Jägerkultur — aristokratisch-patriarchal — Totemismus — Sonnenkult; Ackerbaukultur — demokratisch-matriarchal — Kult der großen Mutter — Mondkult. *P. Laviosa* vertritt noch immer den Stand der Religionswissenschaft in der Anthropologie, der zu Anfang des Jahrhunderts durch die Hauptwerke *Levy-Brühls* und *Frazers* bezeichnet wird. Auf diese unbefriedigende Seite des Buches ist hier deshalb ausführlicher hinzuweisen, weil auch die Urgeschichte sich nun anschickt, dem geistigen Aspekt vergangener Perioden menschlicher Existenz nahezukommen. Von der Wissenschaft wird aber bei Erforschung dieser Fragen nicht geringere Nüchternheit der Beobachtung, Exaktheit der Deduktion und unbedingte Aufrichtigkeit gegenüber dem Forschungsobjekt verlangt als bei der Untersuchung materiell faßbarer Kulturreste. Sie wird daher lieber ihre vorläufige Unwissenheit eingestehen, als die Lücken mit Verallgemeinerungen konstruierter Begriffe ausfüllen.

Die *Bibliographie* im Anhang steht nur bedingt in Zusammenhang mit dem Text. Sie kann aber auch nicht als Einführungsbasis zum Studium des behandelten Gebietes gelten, da gerade in den Abteilungen Ethnologie, Anthropologie und Religionswissenschaft die seit 1930 erschienenen Werke, besonders der angelsächsischen Schulen, nicht berücksichtigt sind, die sich vor allem um eine Klärung der Begriffe und eine neu begründete Durchdringung des von der vergleichenden Schule (*Frazer* u. a.) beigebrachten Materials bemühen.⁸ Gerade dieser Mangel wirft Licht auf die Vorbehalte, die anzubringen wir genötigt waren.

Die *Übersetzung* ist wortgetreu, daher schwerfällig, als stete Konsequenz blinder Nachahmung von Romanischem in deutscher Zunge. Unangenehm macht sich geringe Vertrautheit des Übersetzers mit der Materie bemerkbar.

Bildungen wie „Bukaros“, „bukkeroid“, „bukkerosartige“ sind ein Sprachgreuel, zudem unverständlich. Autoritäten wie Ebert (*Reallexikon d. Vorgesch.*) haben sich mit der Unübersetzbarkeit längst abgefunden und geben „Bucchero“ usw. „Bodaz-koi“ (309) ist zumindest eine arge Verschreibung für „Boghaz-koi“. „Canones“ (357) nach *canoni* (ital.) zeugt für Unverständnis, wo einfach Kanon gemeint ist. Die „Mitannen“ (314) dagegen sind der Autorin zuzuschreiben; gemeint sind die Bewohner des Mitanni-Reiches, als Churri bekannt. Die *Enciclopedia Ital.* kommt denn auch ohne diese Neuerung der Benennung aus.

Die prächtige Ausstattung gegenüber der bescheidenen Originalausgabe kann nicht dafür trösten, daß die zum Textverständnis unentbehrlichen Verbreitungskarten hier fehlen; daß der analytische Index gleichfalls weggefallen ist; daß der Bildteil erheblich gekürzt und über den Textteil verzettelt ist. Stattdessen würde man auf manche der ganzseitigen Autotypen gerne verzichten (Gundestrupkessel). Mit weniger Aufwand wird in der Originalausgabe mehr geboten.

Als Gesamtleistung betrachtet hat *P. Laviosa* mit diesem Werk gewiß die gesteckten Ziele erreicht: es bietet uns eine originelle Einführung in die anthropologischen Grundlagen der Universalgeschichte und wird durch die angewandte Interpretationsmethode gewiß anregend auf die weitere Diskussion wirken.

Victorine von Gonzenbach.

Jacob-Friesen, K. H., Die Altsteinzeitfunde aus dem Leinetal bei Hannover, mit einem geologischen Beitrag von F. Hamm. Veröffentlichungen der Urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover, Bd. 10. August Lax, Verlagsbuchhandlung, Hildesheim 1949. 133 Seiten mit 56 Textabbildungen und 3 Tafeln.

Prof. Jacob-Friesen gliedert seine Arbeit in fünf Kapitel: ein erstes befaßt sich mit der Geschichte und mit dem gegenwärtigen Stand der Altsteinzeitforschung im allgemeinen und ist

⁷ „Kingship and the Gods“, a study in Ancient Near Eastern Religion (Chicago 1948) 215 ff.

⁸ Vgl. die Zusammenfassung bei *Br. Malinowsky*, „A scientific theory of culture“ (1944).

eine sehr begrüßenswerte, nützliche Einführung in diesen Abschnitt der Forschung; dann folgt eine Schilderung der Entdeckung und Lage der Fundstätten im Leinetal südlich von Hannover, während das dritte Kapitel einen gut illustrierten Katalog einer Auslese der bisher geborgenen Artefakte mit ausführlichen Einzelbeschreibungen enthält; daran anschließend referiert Dr. Hamm über die eiszeitlichen Ablagerungen im Leinetal, und im Schlußkapitel gibt Jacob-Friesen seine Ansichten über Wesen und Bedeutung der Funde bekannt.

Es ist das Verdienst des Verfassers, vor beinahe 40 Jahren in Zusammenarbeit mit Lokalforschern damit begonnen zu haben, in den Schottern des Leinetals nach altpaläolithischen Geräten zu suchen. In unentwegter Kleinarbeit gelang es im Laufe der Jahre verschiedene Fundstellen zu lokalisieren, von denen hier sieben näher beschrieben werden. Sie befinden sich alle in Schottergruben, drei davon bei Hannover-Döhren, eine bei Hemmingen, eine bei Arnum und zwei bei Rethen. Die dort ausgebeuteten Schotter stammen aus der Riß- (Saale) und der Würm- (Weichsel) Eiszeit. Infolge Grundwasservorkommens ist es beinahe nie möglich, das archäologische Material in situ zu bergen, sondern es wird durch schwimmende Bagger heraufgeholt. Die genauen Lagerungsverhältnisse konnten deshalb bis heute nicht bestimmt werden, um so mehr als eine Bohrung aus finanziellen Gründen nicht durchführbar war.

Die vorliegende Fundserie umfaßt rund 150 Feuersteingeräte, die alle mehr oder weniger stark patiniert und mit einer einzigen Ausnahme gerollt sind. Es treten folgende Formen auf: mandel-, zungen- und herzförmige sowie dreieckige Faustkeile, ferner sogenannte „Keilmesser“ aus plattigem Feuerstein, aus großen Abschlügen hergestellte Gerade-, Bogen- und Allseitschaber, Kernstücke, Breit- und Schmalklingen, zum Teil mit Rand- oder Flächenretouches. Die Faustkeile sind zum größten Teil aus plattigem Flint, daneben aus Knollen und seltener auch aus großen Abschlügen gefertigt. Die vom Autor gewählten Bezeichnungen scheinen mir in diesem Zusammenhang allerdings nicht immer ganz klar, da er abwechselnd von „natürlicher Platte“, „Platte“, „Plattenabschlag“, „Platte, deren Knollenrinde noch erkennbar ist“, „flachem Knollen“, „starkem Abspliß“ usw. spricht. Unter Berücksichtigung der Illustrationen glaube ich jedoch, daß meine Interpretation richtig ist, d. h. daß die Faustkeile sowohl aus Knollen, als auch aus Abschlügen, vor allem aber aus plattigem Feuerstein hergestellt sind; letztere müßten theoretisch als Kerngeräte bezeichnet werden, doch stehen sie hinsichtlich der Bearbeitungstechnik praktisch den aus Abschlügen hergestellten Fäusteln ziemlich nahe. Jedenfalls steht fest, daß sowohl die Kern- als auch die Abschlagtechnik bei der Herstellung der Leinetaler Faustkeile zur Anwendung kamen. Die Abschlagtechnik finden wir auch bei den vom Autor als „Keilmesser“ bezeichneten Stücken und besonders bei den verschiedenen Schaberarten, die sehr sorgfältig retouchierte, oder wie Jacob-Friesen sagt „gebillerte“ Arbeitskanten aufweisen. Die Kernstücke sind nicht gerade charakteristisch, aber ihr Vorkommen ist an und für sich interessant genug. Wie der Autor betont, fehlt der schildkrötenförmige Levallois-Nukleus, doch besagt dies bei der geringen Zahl von Funden nicht viel; denn es ist in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen, daß unter den Breitklingen verschiedene Stücke vorkommen, an denen die Levallois-Technik gut zu erkennen ist.

Aus diesen Gründen bin ich nicht ganz damit einverstanden, wenn Jacob-Friesen die Industrie als einheitlich und dem Acheuléen zugehörig bezeichnet. Denn es liegen sowohl Kern- als Abschlaggeräte vor, und zwar handelt es sich bei letzteren nicht einfach um Abfälle, die bei der Herstellung von Kerngeräten entstanden und als Gelegenheitswerkzeuge verwendet werden konnten, sondern, wie gesagt, teilweise um Erzeugnisse einer verhältnismäßig fortgeschrittenen Abschlagtechnik. R. Vaufrey hat in der „Anthropologie“ (t. 54, Nr. 3—4, S. 293 ff., Paris 1950) die Vermutung geäußert, es könne sich um ein Moustérien von Acheuléen-Tradition handeln, einerseits weil er dies aus der Typologie folgert, andererseits weil er es für möglich hält, daß das Material aus den Würm-Schottern stammt und nicht, wie Jacob-Friesen und Hamm denken, aus den Ablagerungen der Rißeiszeit. Ich gebe aber in bezug auf die Lagerung der Ansicht der mit den örtlichen Verhältnissen vertrauten Forscher den Vorzug. Dagegen teile ich die Auffassung Vaufreys, daß die Leinetal-Industrie jedenfalls nicht durchwegs dem Acheuléen angehört.

Es ist denkbar, daß einzelne der Faustkeile dorthin zu verweisen sind, aber im großen und ganzen scheint mir das Material dem Levalloisien anzugehören, das bekanntlich keineswegs faustkeilfrei ist; dem würde auch die Datierung in die Rißeiszeit nicht entgegenstehen. Ohne Kenntnis der Originalstücke läßt sich allerdings nichts Definitives sagen, und es ist zu hoffen, daß die kulturhistorische Stellung dieser durch ihre geographische Lage interessanten Industrie (Industrien?) gemäß dem Wunsche Jacob-Friesens bald einmal durch Vergleiche mit französischem Material noch genauer fixiert werden kann, wobei allerdings die Möglichkeit lokaler Besonderheiten nicht außer acht gelassen werden darf.

H.-G. Bandi, Bern

Herbert Kühn, Das Problem des Urmonotheismus. Akademie d. Wiss. u. Lit. in Mainz: Abhandl. d. geistes- u. sozialwissenschaftl. Klasse, Jg. 1950, Nr. 22. 36 S. mit 46 Textabb. Verlag d. Akademie. In Kommission bei Franz Steiner Verlag, Wiesbaden (1951).

Nach H. Kühn „gibt es einige Funde, die klar antworten können“ (S. 3). Als solche führt er zwei Fundkomplexe an, jenen der Schädel- und Knochensetzungen in den alpinen Höhlen aus der letzten Zwischeneiszeit und den der endeiszeitlichen Frauenstatuetten. Von ersterem werden die bekannten Funde E. Bächlers und K. Hörmanns, denen die jüngeren von L. Zotz und A. Rust angeschlossen sind, genannt, hingegen die neueren verwandten Funde nicht. Ohne für die Fundsituationen und die bekannten ethnologischen Parallelen neue Gesichtspunkte vorzubringen, sieht Verf. in ihnen „klar und sicher“ (S. 13) Opfer. Den Nachweis für den Urmonotheismus führt er kurz wie folgt: „Wo Opfer ist, da muß auch jemand sein, dem geopfert wird, und diese Gottheit wieder offenbart sich für unseren Blick dadurch, daß sich Sitte und Brauch des Bärenopfers noch heute erhalten hat bei sibirischen Völkern. Und bei ihnen ist es der eine Gott, dem das Opfer gebracht wird, und so sind wir zu schließen berechtigt, daß es auch in der Eiszeit der eine Gott war, dem man das gleiche Opfer brachte“ (S. 5, vgl. S. 13/14). Obschon Rez. in dieser Diskussion persönlich eine höhere Wahrscheinlichkeit für den zwischeneiszeitlichen Opferkult und Gottesglauben annimmt, erscheint ihm die Behandlung der vielfältigen Praktiken und Zeremonien mit Bär, Ren und anderen Tieren in Nordasien und Nordamerika durch Kühn reichlich vereinfacht und der immer wieder gesetzte starke Sicherheitsakzent (S. 3, 4, 5, 13, 14) etwas voluntaristisch. Wie aber werden die Frauenstatuetten zu einem Beweis für den Urmonotheismus? Hier gibt H. Kühn einem Genesisatz eine recht kühne Deutung, zu dessen Kühnheit sich wohl nicht leicht ein Exeget erkühnt hätte. „Gott bauete ein Weib aus der Rippe, aus dem Knochen. Im Hebräischen heißt dieses Wort *bana*, es bedeutet bilden, schnitzen. Gott schnitzte also ein Weib aus einem Knochen, und dieser Mythos ist es, der die Erinnerung und das letzte Urbewußtsein des Menschen an jene frühe Zeit, an die Eiszeit, bewahrt hält. Gott ist der Schöpfer aller Dinge, . . . er schnitzt aus einem Knochen eine Frauenfigur. . . Doch Gott selber war vor der Eva da. Er ist auch der Schöpfer der Eva, und so muß sich ein Urgottgedanke noch vor den weiblichen Statuetten erweisen lassen. Es ist wirklich der Fall“ (S. 4/5, vgl. 22, 34). Nach dem Gesagten wird man die Arbeit wohl dem Genus popularisierender Literatur zuweisen müssen.

J. Maringer

Herbert Kühn, Auf den Spuren des Eiszeitmenschen. 215 Seiten mit 31 Abbildungen im Text, 61 einfarbigen und 7 mehrfarbigen Tafeln, 13 Höhlengrundrissen und 1 Übersichtskarte, Format 15×23 cm. Ganzleinen mit mehrfarbigem Schutzumschlag. Eberhard Brockhaus Verlag, Wiesbaden.

Der als Erforscher eiszeitlicher Kunst bestbekannte Verfasser führt uns in diesem Buch auf ansprechende Art in die Wunderwelt der spanischen und französischen Höhlenmalereien ein. In zwölf Kapiteln werden die wichtigsten Höhlen eingehend beschrieben, Vergleiche gezogen und ihre Entdeckungs- und Erforschungsgeschichte behandelt. Zeitstellung, Entwicklung und Deutung dieser Uranfänge menschlicher Kunst werden nach den heutigen wissenschaftlichen Erkenntnissen gegeben. Immer wieder kommt der Verfasser auf die großen Fragen zu sprechen, welche die Menschheit aller Zeiten bewegten, auf die Fragen von Geburt und Tod, nach dem Wo-

her und Wohin. Voll Spannung erlebt der Leser das Buch und besinnlich und innerlich bereichert legt er es aus der Hand. Eine durch Jahrtausende verborgene und unbekannte Welt hat sich vor unseren Augen aufgetan. Das reich und gut gebildete Buch ist wohl eine der besten populären Einführungen in die Kunst des Eiszeitmenschen, die wir in deutscher Sprache bisher besitzen. Daß es auch fachlich genügt, dafür bürgt uns der Name des Verfassers. D. Beck

Lothar F. Zotz, Vormenschen, Urmenschen und Menschen. Franck'sche Buchhandlung, Stuttgart, 1949. 80 S., 32 Abb.

In dem vorliegenden Bändchen macht Zotz den Versuch, das Bild des urgeschichtlichen Menschen in seiner äußern Erscheinung zu zeichnen, so wie es sich im heutigen Stand der Forschung darbietet. Freilich handelt es sich in erster Linie um eine populäre Darstellung, doch ist sie auch dem Prähistoriker dienlich, wenn er schnell gewisse Angaben nachschlagen möchte, da der Verfasser ziemlich vollständig ist in der Aufzählung aller bisher bekannt gewordenen Funde. Besonders wertvoll ist, daß er auch das russische Fundgut bis in die allerletzten Jahre in seine Betrachtung einbeziehen konnte. Aus seinem Inhalt möchten wir nur anführen, daß er den Neandertaler als auf einem nunmehr ausgestorbenen Seitenast der Menschheit sitzen läßt und dabei verschiedene Menschentypen, die bisher diesem bekanntesten Urmenschen zugezählt wurden, von ihm abtrennt. Die streng wissenschaftliche Basis hat Zotz allerdings verlassen, wenn er den Neandertaler als brutal, hinterlistig und gefährlich charakterisiert und dies noch wiederholt unterstreicht mit dem Hinweis auf den „geduckten“ Kopf. Alles das nur aus den Skelettresten geschlossen! K.K.-T.

J. D. Clark: The Stone Age Cultures of Northern Rhodesia. With Particular Reference to the Cultural and Climatic Succession in the Upper Zambezi Valley and its Tributaries. — The South African Archaeological Society, Claremont, Cape, 1950.

Die vorliegende Arbeit stellt den ersten Band einer Reihe von Monographien dar, die die Südafrikanische Archäologische Gesellschaft der wissenschaftlichen Welt vorzulegen gedenkt. Zum ersten Male erhalten wir damit eine lückenlose Darstellung des Nordrhodesischen Paläolithikums, dessen Einzelkulturen dank der guten Erforschung der geologischen und klimatischen Verhältnisse dieses Gebietes genau datiert werden können. So bildet dieses Werk eine gute Basis zur weiteren Untersuchung der Kulturabfolge in Afrika.

Durch seine Lage war Nordrhodesien zu allen Zeiten der afrikanischen Geschichte Durchgangsland und für den Wissenschaftler ein sehr fruchtbares Arbeitsfeld. Trotzdem war bis vor ungefähr zehn Jahren seine Vorgeschichte kaum erforscht, wenn man von kleineren Einzeluntersuchungen absehen will. Die Kenntnis seines Paläolithikums beschränkte sich im allgemeinen auf Oberflächenfunde, und noch Armstrong behauptete, daß eine Datierung der Artefakte auf stratigraphischem Wege unmöglich sei und nur rein typologisch erfolgen könne. Auf dieser Basis stellten Armstrong und Jones 7 verschiedene Kulturen fest. Trotzdem ist es das Verdienst dieser Männer, zum ersten Male die Artefakte mit paläoklimatischen Verhältnissen in Verbindung gebracht zu haben.

Nach einer Prüfung des Viktorialfallgebietes sah der Verfasser im Jahre 1938 Möglichkeiten einer Erweiterung der Forschungsbasis und begann im selben Jahr mit systematischen Grabungen, die bis 1940 dauern sollten. Eine weitere Grabung und die kartographische Aufnahme folgte dann in den Jahren 1948—1949. Die Untersuchungen blieben im allgemeinen auf das Sambesital und auf die Täler der Nebenflüsse beschränkt. Der Mitarbeiter Clarks, F. Dixey nahm genaue geologische Untersuchungen vor, und es gelang ihm, ein genaues Schichtungsschema aufzustellen, das die Basis zu einer genauen stratigraphischen Bestimmung der Funde gab:

- | | | |
|---|---|--------|
| 11. Vom Wind angeblasener Sand mit Kalktuff | } | Rezent |
| 10. Kalkstein | | |
| Alluvium | | |

9. Kalaharisand II	}	Oberes	} Pleistozän
8. Jüngere Kiesel- und Sandablagerungen			
7. Kalaharisand I			
6. Ältere Kiesel- und Sandablagerungen	}	Mittleres	
5. Pfeifensandstein			
4. Chalcedon	}	Unteres	
3. Hochgelegener Kiesel			} Unteres Pleistozän und Pliozän
2. Basalt	}	Karroo	
1. Sandstein			

Eine eingehende Beschreibung dieser einzelnen Schichten und anschauliche Diagramme vervollständigen die Darstellung dieser wertvollen Arbeit.

Das erste Auftreten des Menschen im Sambesital fällt in die 2. Pluvialperiode, es waren dies die Träger der Prä-Chelles-Acheul-Kulturen. Im Machilital und im Marambatal waren die Artefakte dieser Zeit in dicken Lehmschichten eingelagert. Auch während der folgenden Trockenperiode blieb das Sambesital weiter vom Menschen bewohnt. Eine ähnliche Entwicklung ist während der 3. Pluvialperiode zu verfolgen. Die erste postpluviale Feuchtphase, die mit dem Rhodesischen Magosian und der Wiltonkultur zusammenfällt, war weniger intensiv als die beiden vorangehenden und war begleitet von wenigen Fuß Sand, die heute die erste Terrasse über dem Fluß bilden. In der Zeit des Unteren Rhodesien- und Wilton-Menschen folgte schließlich eine kurze Trockenzeit, begleitet von einer ganz dünnen Schicht vom Wind angeblasenen Sandes

Durch den Vergleich mit den Verhältnissen der umliegenden Gebiete und der europäischen Eiszeiten und der daraus sich ergebenden Datierungsmöglichkeiten kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß der Träger der Pebble-Kultur Südafrika erst nach seiner Ansiedlung in Ostafrika erreicht hatte.

Ein besonderer Abschnitt ist der Klärung der Terminologie gewidmet, die der Verfasser vernünftigerweise ganz auf die europäische abgestimmt hat, nur mit dem Präfix „Afrikanisch“ oder, auf Rhodesien lokalisiert, „Rhodesisch“ versehen. Nur Kulturen, die für Afrika spezifisch sind, werden mit eigenen Termini bezeichnet. So entspricht das afrikanische Chelles-Acheul dem europäischen, während das Prä-Chelles-Acheul die dem Chelles-Acheul vorausgegangenen Kulturen bezeichnet, im Gegensatz zu den früheren Bezeichnungen Kafuan und Oldoway. Anstatt „Clacton“ und Levallois haben sich in der afrikanischen Terminologie die Ausdrücke „block-on-block“-Technik (Amboßtechnik) und „Faceted platform-Technik“ eingebürgert. Zum besseren Verständnis verhilft eine übersichtliche Tafel, die das Verhältnis der afrikanischen mit den europäischen Kulturabfolgen veranschaulicht.

Die Beschreibung der einzelnen Kulturen ist sehr genau und mit den Abbildungen der typischen Artefakte versehen. Die von Clark aufgestellte Kulturabfolge sei hier ganz kurz skizziert:

Prä-Chelles-Acheul-Pebble-Kultur: Frühes zweites Pluvial. Klima halbtrocken-feucht. Artefakte dem Oldoway sehr nahestehend.

Chelles-Acheul-Kultur: Zweites Pluvial.

Rhodesisches Chelléen: Grobe Faustkeile zusammen mit dicken Abschlügen. Frühes Rhodesisches Acheuléen: Schwach vertreten, birnenförmige Faustkeile, sehr groß und dick. Cleavers, Abschlüge. Kombination einer Stein- und einer Holztechnik.

Mittleres Rhodesisches Acheuléen: Faustkeile, birnenförmig und oval, bikonvex, Holztechnik. Länge 15—17 cm; Abschlüge, Cleavers.

Spätes Rhodesisches Acheuléen: Hier unterscheiden sich zwei wesentliche Industrien, die lokal ziemlich genau abzugrenzen sind, eine Sambesiindustrie und eine, die südlich der Wasserscheide liegt. Die Artefakte sind den oben geschilderten ähnlich; die Technik ist verfeinert; erstes Auftreten von Bolasteinen.

Hope-Fountain-Kultur: 2. Hälfte des 2. Pluvials. Klima feucht. Artefakte erstmalig von Jones beschrieben und nach dem ersten Fundplatz benannt. Neben Rhodesischem Chelles-Acheul.

Kultur sehr grob, verschiedene schmale Klingen und Beile mit grober Retusche, daneben sehr schön bearbeitete Stücke.

Rhodesische Sangoan-Kultur: Große Anzahl von Artefakten beweist starke Besiedlung. Savanne verdrängt den Urwald. Ende des 2. Pluvials. Zwischen-Pluvial und Anfang des 3. Pluvials. Klima halbtrocken, trocken und wieder halbtrocken.

Unteres Rhodesisches Sangoan: Spitzhacken, Faustkeile in verschiedenen Formen, große Kerne und Abschläge, Beschwersteine, Bolasteine. Keine Holztechnik.

Oberes Rhodesisches Sangoan: Faustkeile, Schaber, Cleavers, Steinknäufe usw. Sambesivariante.

Rhodesische Proto-Stillbay-Kultur: Direkte Entwicklung aus dem Sangoan, voll retuschiert, noch immer Faustkeile. Die anfänglich vorherrschenden Formen sind: Bolasteine, Knollen, fazettierte Abschläge, später Schaber und Spitzen.

Rhodesische Stillbay-Kultur: Abklingen des 3. Pluvials. Klima feucht-halbtrocken. Gut bekannte Kultur. Die Nordrhodesische Variante enthält zahlreiche Bolasteine. Spitzen nicht so zahlreich wie südlich des Sambesi.

Rhodesisches Magonsian: Nach dem 3. Pluvial. Trockenes Klima. Kleine, flache, nukleide Formen, Spitzen. Schaber in verschiedenen Formen, Mikrolithen, lange Klingen, lames écaillées, Reibsteine usw. Spezialisierung in verschiedenen lokalen Varianten.

Nordrhodesische Wilton-Kultur: Prototyp, aus welchem sich die Wilton-Kultur in Südrhodesien entwickelt hat. Zweite postpluviale Feuchtphase. Klima halbtrocken. Lange Klingen, Schaber in verschiedenen Formen, meist rund und daumennagelförmig, Kratzer, lames écaillées, Reibsteine usw. Dazwischen Mikrolithen, polierte Beile, durchbohrte Steine, Muschelperlen. Skelettfunde.

Die Nordrhodesische Zone:

Nachifuku-Kultur: Makrolithe und Mikrolithe, durchbohrte Steine, Knochenartefakte, Steinscheiben usw. Halbnaturalistische Felsenmalereien. Das neue Element dringt wahrscheinlich vom Nordwesten (Kongobecken) ein.

Eine Tabelle und eine kurze Beschreibung führen in die meist noch problematischen Zusammenhänge mit den anderen afrikanischen Gebieten.

Zwei Appendices B und C von Cooke und Wells runden mit der Beschreibung der fossilen Fauna und der Menschenfunde das Werk ab. Trotz seiner tadellosen und übersichtlichen streng wissenschaftlichen Form ist dieses ausgezeichnete Werk durch Zeichnungen, Bilder und Tabellen auch für den Laien verständlich und bietet dem Fachmann ein wertvolles Hilfsmittel, es ist für den Ethnologen, der sich mit den rezenten Kulturen Südafrikas beschäftigt, nahezu unentbehrlich.

Elfriede Kühnle

Paolo Graziosi, I Balzi Rossi, Guida delle caverne preistoriche di Grimaldi presso Ventimiglia, Itinerari liguri 2, Istituto internazionale di Studi Liguri, Bordighera 1951, 56 p. con 24 fig.

L'autore offre con questo lavoro una ottima guida per il visitatore, anche digiuno di preistoria, del grandioso complesso delle grotte dei Balzi Rossi, iniziando con una breve ma lucida esposizione sulle Ere geologiche, sulla apparizione dell'uomo sulla terra e sui periodi in cui si divide la Paleontologia; prosegue con la storia dei ritrovamenti in questa località, dai primi saggi iniziati nel 1846 agli ultimi scavi dell'Istituto Italiano di Paleontologia Umana, parlando anche delle devastazioni subite dalle grotte per le operazioni belliche dell'ultima guerra.

Descrive poi i depositi delle varie caverne: la grotta della Barma Grande dove gli scavi stratigrafici dell'I.I.P.U. permisero di notare lo strato musteriano ed al di sopra quello potente del Paleolitico superiore già esplorato in precedenza e che aveva dato sei scheletri umani della razza di Cro-Magnon;

La Grotta del Principe nella quale fu rinvenuto solo il musteriano;

La Grotta dei Fanciulli dove apparve il paleolitico ed il musteriano e scheletri cromagnonoidi e negroidi;

La grotta del Conte Costantini e del Caviglione diedero pure resti del paleolitico superiore e del musteriano.

La Grotta di Florestano, il riparo Lorenzi e la Bausu da Ture (oggi sparita) erano state già svuotate prima degli scavi regolari. Il riparo Mochi scoperto recentemente dal Blanc e Cardini diede una industria mesolitica per la prima volta scoperta in Italia. Chiude la guida una bibliografia sommaria ed alcune notizie itinerarie. Ferrante Rittatore

Edouard Salin, *La civilisation mérovingienne* — Ed. Piccard, Paris, 1950, 531 p., 150 illustr.

Poursuivant la publication de grands ouvrages de préhistoire et d'archéologie, la maison Piccard, Paris, vient de faire paraître le premier volume (*Idées et faits*) de cet ouvrage. Il y a longtemps que M. Salin s'est signalé à l'attention de chacun par ses recherches au caractère rigoureusement scientifique, par ses méthodes de fouille et d'analyse, des résultats qui furent une leçon pour beaucoup d'entre nous et dont les règles s'appliquent d'ailleurs à la technique archéologique générale. Dans le domaine particulier où il s'est cantonné, celui des Invasions, M. Salin nous donne aujourd'hui une singulière et magnifique fresque, qu'il peint en juxtaposant les textes écrits, les objets provenant des sépultures et les résultats que donne le laboratoire. Son travail n'est pas cantonné à la Gaule; il embrasse l'ensemble des temps barbares et mérovingiens en Europe. L'ouvrage est la suite naturelle, par la méthode comme par la pensée, des grandes publications de Déchelette et de Grenier. Sa place est toute trouvée dans nos bibliothèques, où il comble une grande lacune qui allait des travaux de Grenier à ceux d'Hubert-Lantier (époque romane) et à ceux d'Enlart (archéologie médiévale). L'auteur recourt naturellement aux sciences connexes: anthropologie (dans laquelle les travaux du prof. M. R. Sauter apportent des vues précises), et la toponymie; il s'attache aux survivances romaines comme aux problèmes particuliers: juifs, saxons, etc. — et se joue des difficultés que posent la présence simultanée sur un même terrain de peuplades différentes.

La guerre et les difficultés financières, qui ont élevé des cloisons entre la France et la Suisse, ont malheureusement privé l'auteur de connaître les travaux suisses d'Aebischer (toponymie burgonde, in *Mélanges Charles Gilliard*), d'O. Tschumi (*Jahrbücher des bern. hist. Museums*), de P. Bouffard (*Cahiers de préhistoire et d'archéologie*) notamment; l'auteur ignore également les annuaires de la Société suisse de préhistoire. Nous le déplorons, tout en soulignant que la connaissance de ces travaux n'aurait pas modifié les conclusions de M. Salin, mais lui aurait offert d'abondantes preuves nouvelles. Connaître le pays burgonde, par exemple, par la *Revue Charlemagne* et par Zeiss ou Barrière-Flavy, n'est, pour la partie suisse, guère satisfaisant.

Ceci dit par scrupule technique, insistons auprès de nos lecteurs pour qu'ils étudient le bel ouvrage de M. Salin. C'est un grand monument qui permet, notamment à nous autres Suisses, de relier nos connaissances alémaniques, burgondes ou lombardes, notamment de provenance indigène, à celles recueillies ailleurs et de les intégrer dans le grand mouvement de peuples, si puissamment captivant, qui va de l'époque romaine aux temps carolingiens. Edg. Pelichet

Joachim Werner, *Das alamannische Fürstengrab von Wittislingen*. Band 2 der „Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte“, hg. v. J. Werner, München 1950. 94 S., 7 Karten, wovon 6 zweifarbig, 20 Taf. und 32 Abb. i. Text.

Im vorliegenden Werk hat es sich der Münchner Ordinarius für germanische Archäologie Prof. Dr. Joachim Werner zur Aufgabe gemacht, den berühmten Fund aus einem Grab des 7. Jahrhundert von Wittislingen bei Lauingen (Bayern) neu vorzulegen.

Nach einer eingehenden Würdigung der in und um Wittislingen gehobenen Funde vom 6. bis 10. Jahrhundert rekonstruiert der Verfasser auf Grund verschiedenster Quellen die Fundgeschichte. Wie so mancher große und wichtige Fund kam auch die Wittislinger Fundgruppe unter denkbar ungünstigen Umständen ans Tageslicht. Am 20. November 1881 wurden sie bei Steinbrucharbeiten von den Maurern Hochstädter und Lanzinger in einer in den natürlichen Fels einge-

tieften Grabgrube (am Ostrand von Wittislingen) gehoben. Sie lagen neben und über ein Skelett verstreut und kamen nach einer längeren Irrfahrt nach 10 Jahren ins Bayrische Nationalmuseum in München.

Eine große silbervergoldete Bügelfibel mit Inschrift auf der Rückseite gehört in die jüngste Stufe der kontinentalen Entwicklungsreihe der Bügelfibeln. Sie fällt vor allem durch eine reiche farbige Einlagenausstattung in engem Zellenwerk auf. Sie ist wie eine nah verwandte Fibel aus Soest ein Erzeugnis einer Werkstatt, die am Rhein — etwa zwischen Worms und Köln — lokalisiert werden kann, und die um die Mitte des 7. Jahrhunderts gearbeitet haben muß. Die Bügelfibel ist demnach *fränkisch*. Anders verhält es sich mit der *goldenen Scheibefibel*, die allein durch ihren Durchmesser von 9 cm ein singuläres Stück darstellt. Sie ist ebenfalls in die Mitte des 7. Jahrhunderts zu datieren und muß nach langobardischen Vorbildern in einer Werkstatt *im alamannischen Süddeutschland* fabriziert worden sein.

Eine Gegenplatte aus Bronze ist der einzige Überbleibsel einer Gürtelgarnitur in analoger Technik. Sie ist reich ornamentiert: am Rand mittels eines Motivs mit „unendlichem Rapport“, auf der Plattenfläche mit einem Bandgeflecht, in welches Tierköpfe mit runden Almandinplättchen auf Goldfolie eingestreut sind. Gerade dieses winzige Detail der Almandinplättchendekoration dient Werner dazu, um über ein Gürtelbeschlag aus Mertloch (Rheinland), welches einerseits gerade dieses Ziermotiv aufweist, andererseits aber ein byzantinisches Flechtornament zeigt, eine Brücke zu den ebenfalls mit byzantinischen Blattornamenten dekorierten Reliquiaren von Utrecht und Beromünster zu schlagen, ein Weg, der ebenso wie der Vergleich mit tauschierten Gürtelschnallen des Schweizer Mittellandes (nach Werner Bern-Solothurn-Typus) zur eindeutigen Datierung ins 7. Jahrhundert führt. Zweifellos handelt es sich um eine *alamannische Arbeit*. Werner bedauert, daß nur die Gegenplatte von der Garnitur vorhanden ist. Gegenplatten sind typische Zierstücke des Männergürtels, dem Damengürtel fehlten normalerweise Gegen- und Rückenplatte.

Von *einem langobardischen Goldblattkreuz* sind drei Arme vorhanden. Die Goldblattkreuze waren Gewandverzierungen des Adels (nach Fuchs, Die langobardischen Goldblattkreuze aus der Zone südwärts der Alpen, Berlin 1938), im vorliegenden Fall, wo eine Frau vorausgesetzt werden muß, wohl auf einen Schleier geheftet, wie das ziemlich deutlich aus dem Befund eines Frauengrabes von Derendingen bei Tübingen herausgelesen werden konnte.

Als weiterer Zeuge für die im 7. Jahrhundert sehr bevorzugten Münzenfingerringe verdient *ein goldener Fingerring* mit barbarischer Nachprägung eines byzantinischen Solidus Erwähnung, desgleichen *ein kugeligter Kopf einer goldenen Nadel* und *die silberne sechsteilige Schuhgarnitur*, die sich stilistisch sehr stark an bronzene und eiserne Gürtelschnallen des alamannischen Gebiets der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts anlehnt.

In einem größeren Zusammenhang stellte Werner alsdann wieder eine zweiteilige *Amulettkapsel aus Silberblech* mit eingetriebenen Tierkopfmotiven des guten Stils II nach Salin (Dm. 5,1 cm). Werner vergleicht diese Kapsel in sehr verdienstvoller Weise mit 18 analogen Kapseln, von denen 15 im ehemals fränkischen Stammesgebiet gefunden worden sind. Nach Werner lassen sich alle ähnlichen Kapseln kurz nach 650 datieren. Es handle sich ausschließlich um Frauenschmuck, der am Gürtel getragen worden sein müsse. Werner holt dann noch etwas weiter aus und behandelt auch die zylindrischen Kapseln — samt deren Inhalt. Interessant ist dabei die von R. Forrer übernommene These, daß es sich bei diesen Kapseln vorzüglich um Behältnisse für duftende Gewürze handelte. In Yverdon fand sich eine Kapsel, die nach M. Besson Doldengewächssamen enthielt, und in Horburg stellte R. Forrer in einem ähnlichen Behältnisse Gewürznelken fest, die ähnlich den Gewürznelkenbeigaben in Gräbern von Achmim-Panopolis wohl in erster Linie als eine Art Weihrauchkörner Verwendung gefunden haben dürften.

Diverse Metallteile stammen von 2 Handtaschen: *Zu einer rechteckigen Handtasche* gehörten einstmal *vier silberne Eckbeschläge* mit ähnlichen Tierkopfmotiven, wie sie die Gegenplatte der Gürtelgarnitur zeigt. Wiederum zählt Werner die Analogien zu diesen Beschlägen auf: es handelt sich um 15 Ensembles aus fast durchwegs ehemals fränkischem Gebiet. Entfernte Analogien zeigt Werner alsdann aus Skandinavien und aus England (vor allem aus dem Sutton-Hoo-Fund) auf.

Im Anschluß an Adlermotive, welche immer wieder als Ornamente für derartige Beschläge Verwendung fanden, widmet Werner auch der Entwicklung dieses kleinen Details einige Aufmerksamkeit. Er kommt u. a. auch zum Schluß, daß aus dem letztlich verkümmerten Adlermotiv das christliche Taubenmotiv erwachsen ist — was kaum bewiesen werden kann. Die Taube als Symbol für den „Geist Gottes“ wird ja bekanntlich schon im Beschrieb der Taufe Jesu im Jordan bei Matthäus 3,16 erwähnt: „Als Jesus getauft war, stieg er sogleich aus dem Wasser. Und siehe, da öffnete sich der Himmel, und er sah den Geist Gottes gleich einer Taube herabschweben und über sich kommen. . .“

Zu einer runden Handtasche gehörte einst eine bronzene Zierscheibe. Sie ist eine der besten alamannischen Zierscheiben, zu welcher Gruppe aus der Schweiz ebenfalls zwei sehr gute Stücke zu rechnen sind, je eine Scheibe aus Löhningen SH und Ermatingen TG. Die ganze Zierscheiben-gruppe kann mit Sicherheit ins 7. Jahrhundert datiert werden; deren Verbreitung beschränkt sich auffällig auf das alamannische Stammesgebiet.

Die koptische Bronzefanne läßt sich gut in übrige Bronzegerätschaften einfügen, welche im 6. und 7. Jahrhundert fabrikmäßig im koptischen Ägypten hergestellt und u. a. auch nach Europa bis weit in die Gebiete nördlich der Alpen verhandelt worden sind.

Zu diesen Hauptstücken, die schon 1892 von Hager veröffentlicht worden sind, gesellten sich 1905 weitere Funde, u. a. eine kleine goldene Hand, die offensichtlich zu einer goldenen Kette gehört haben muß, von welcher ebenfalls Teile vorhanden sind.

Nach einem Rekonstruktionsversuch der seinerzeitigen Verteilung der Objekte im Grab läßt Werner zwei Epigraphiker zu Worte kommen, die zwei Gutachten über die Inschrift auf der Rückseite der Bügelfibeln abgeben, deren zweiter Teil sehr stark voneinander abweichen. Während Rudolf Egger (Wien) glaubt, die sämtlichen eingravierten Buchstaben sollten sich zu einer deutbaren Inschrift kombinieren lassen, liest Bernhard Bischoff (München) nur die erste Hälfte und hält daran fest, daß die darauffolgenden Buchstaben nur teilweise sinnig seien und zwar jene, welche sich zum Aussagesatz WIGERIG FET(=FECIT) zusammensetzen lassen. Beide aber sind sich in bezug auf den Inhalt der ersten Hälfte der Inschrift einig, und besonders auch darin, daß UFFILA ein Frauen- und nicht ein Männername ist, und überdies, daß die Inschrift auf Grund rheinischer, christlicher Grabinschriften verfaßt worden sein muß: VFFILA VIVAT IN DEO FILIX INOCENS FVNERE CAPTA FVI QVIA VIVERE DVM POTVI FVI FIDELISSI-MA — dann nach Egger: TVA TISA I(N) D(E)O etc. — nach Bischoff: PAVSA I(N) D(E)O III WIGERIG FE(CI)T IIIIIIIIIIIIIII d.h. es folgen Buchstaben, die Bischoff als willkürlich hingesezte behandelt, Egger aber z. T. folgendermaßen auflöst: ARDWIG F(ILIVS) ET FERIG F(ILIVS) ET VIADIS P(RO)B(IS)SEMAM M(ATREM) ET C(ONIVGEM) DEP(OSVERVNT).

Nach einer kurzen Synthese der archäologischen und epigraphischen Begutachtung, worin rekapituliert wird, daß die erste Trägerin der Bügelfibel UFFILA und der Verfertiger WIGERIG um die Mitte des 7. Jahrhunderts im Rheinland gelebt haben müssen, und daß zudem die Trägerin der Fibel auf Grund deren großen Wertes mit dem austrasischen Hochadel zumindest in engstem Kontakt gestanden haben muß, legt Werner in weiteren Abschnitten seine kultur-, religions-, kunst- und landesgeschichtlichen Folgerungen vor: Werner fällt vor allem die große Zahl fränkischer Objekte in einem Ensemble auf, das mitten im alamannischen Stammesgebiet entdeckt worden war. Es könnte nach Ansicht Werners an eine Heirat zwischen einer fränkischen und einem alamannischen Adligen gedacht werden, jedenfalls hat Werner soviel kostbares und durchwegs vor das 10. Jahrhundert gehörendes Material aus Wittislingen und dessen nächster Umgebung zusammengetragen, daß seiner Ansicht nach Wittislingen mindestens bis in die Zeit des hl. Ulrich, dessen Vater in Wittislingen residierte und zu Anfang des 10. Jahrhunderts daselbst starb, und dessen Neffe Richwin um 973 das CASTELLUM DILIGNA (Burg Dillingen) bewohnte, Sitz eines alamannischen Grafengeschlechts war — wahrscheinlich der Vorfahren derer von Dillingen. Es liegt deshalb für Wittislingen ein ähnlicher Fall vor wie für Gammertingen, dessen Adelsgeschlecht bestimmt schon in merowingischer Zeit einen (direkten?) Vorläufer hatte, welcher im bekannten Grabinventar mit dem Spangenhelm einen unzweideutigen Zeugen erhalten hat.

Werners Veröffentlichung der Funde aus dem Fürstengrab von Wittislingen ist mit einer solchen Umsicht ausgearbeitet, daß sie füglich nicht nur als Handbuch für die behandelten Objekte, sondern darüber hinaus für die Art der Beschreibung und Auswertung von Bodenkunden überhaupt gelten kann, wenn ihr auch die klassische Fassung der Gelehrtschriften des 19. Jahrhunderts abgeht, und an deren Stelle eine etwas lockere Vortragsweise gewählt worden ist.

Walter Drack

Mélanges d'archéologie, d'histoire et d'histoire d'art offertes à

Louis Bosset. Edition F. Rouge & Cie, Lausanne 1950. 19 auteurs, 208 p., 66 fig.

Festschriften bieten immer wieder Gelegenheit, die verschiedenartigsten Probleme kurz beleuchten zu können. So sind denn auch in dem vorliegenden Bande Aufsätze mannigfacher Art vereinigt. Wir erwähnen nur kurz die Arbeiten von E. Vogt über eine spätbronzezeitliche Fibel von Asse, von S. Perret über die Station „la Baraque“, von W. U. Guyan über das hallstattzeitliche Gräberfeld Schaffhausen-Wolfsbuck und endlich von W. Drack über ersteisenzeitliche Keramik aus Aesch (LU). Diese Artikel finden ihre Würdigung in den Berichten über die entsprechenden Perioden und Fundstellen (S. 73, 85, 89). Im weiteren berichtet Keller-Tarnuzzer über ein bisher unbekanntes Steinzeitgerät, das von einigen auch als Halbfabrikat betrachtet wird, wobei ausführlicher auf die Technik der Steinbeilherstellung eingegangen wird.

Hervorheben wollen wir aber vor allem drei Beiträge zur römischen Topographie der Schweiz. Gleich zwei spätrömische Kastelle haben eine neue Bearbeitung und eine Verbesserung des Planmaterials erfahren. R. Laur-Belart legt einen neuen, auf Grund alter Fundberichte revidierten und vervollständigten Plan des Castrums Rauracense vor, wobei deutlich wird, daß auch in den Archiven hie und da noch etwas für die Römerforschung zu entdecken ist. A. Kasser bespricht dagegen die Funde aus Yverdon, wobei nicht nur das Kastell, sondern auch die frühromischen Funde behandelt werden. Einerseits ist dabei besonders der neue Kastellplan wertvoll, auf dem auch die Lage der Befestigung innerhalb der modernen Bebauung festgestellt werden kann, andererseits aber auch die Abbildung der gallischen Keramik, auf welchem Gebiet noch viel zu tun bleibt.

Als dritten römischen Beitrag nennen wir den Aufsatz von E. Pelichet über die Ausgrabungen eines Forums und eines Mithraeums in Nyon. Die Funde sind in mehrfacher Hinsicht interessant. Einmal zeigen sie, wie sehr die mittelalterliche Stadt in die römischen Gebäude hineingebaut ist, was die außerordentlichen technischen Schwierigkeiten bei der Ausgrabung erklärt. Sodann ist die Rekonstruktion des aufgehenden Mauerwerks von Interesse, von dem einige sehr schön verzierte Fragmente von Fries und Architrav abgebildet werden. Auch die merkwürdige Anlage eines schmalen Ganges innerhalb der Fundamente, dessen Gewölbe im regelmäßigen Abstand von 2,20 m durch Zwischenmauern mit bogenförmigem Durchlaß gestützt wird, ist von Interesse. Eine ähnliche Anlage findet sich noch in Bavai (Bagacum) und wird dort als Vorrichtung zur Lüftung des Mauerwerkes erklärt. Die Deutung des an das Forum angebauten Saales von 60 m Länge als Mithraeum kann uns freilich nicht ganz überzeugen, da die uns in Rom und Ostia bekannten Mithraeen alle viel kleiner sind. Der Ausgräber ist sich aber dieser Tatsache voll und ganz bewußt und interpretiert auch das Relief mit dem Stierschädel, das auf der Place du marché in Nyon eingemauert ist, sehr vorsichtig. Einzig ein Altar mit Weihung an den Deus invictus scheint tatsächlich auf ein Mithraeum hinzuweisen. Immerhin könnte man aber hier dem bisher einzigen Mithraeum in der Schweiz auf der Spur zu sein.

Einige kleinere Artikel, so über Erfahrungen mit Fliegeraufnahmen von H. G. Bandi und Notizen über englische Museen von V. Bodmer-Gessner beschließen die Festschrift, die auch kunstgeschichtliche Beiträge enthält, die uns hier ferner liegen müssen.

Rud. Fellmann

H. Alimen, Atlas de Préhistoire I. Editions N. Boubée & Cie, Paris (VIe), 1950. 200p., 86 fig. dans le texte, 1 carte, 1 tableau hors-texte, 20 planches.

Cet atlas sera composé de 3 volumes. Le premier est consacré à l'archéologie préhistorique, tandis que les autres, à paraître, traiteront l'un des faunes préhistoriques de l'Europe et le dernier de la préhistoire exotique.

Le premier volume, auquel le titre de manuel eut mieux convenu, est un excellent ouvrage d'initiation à notre science. La partie consacrée à l'objet et aux méthodes de la préhistoire et celle qui traite du paléolithique sont excellentes. Elles n'ignorent rien des méthodes nouvelles de travail; elles sont parfaitement illustrées. Et, quand l'auteur traite des divers aspects du paléolithique, domaine essentiellement français, il le fait savamment. Les débutants et les amateurs éclairés tireront le plus grand profit de la lecture de cet ouvrage.

Je dois cependant ne pas celer que la partie consacrée au Mésolithique ignore tout des travaux suisses; le Néolithique et l'âge du Bronze sont périodes à peines esquissées (c'est au point que le Cortaillod, pourtant récemment revu par Mlle von Gonzenbach, n'est même point nommé). Si faute il y a, elle n'incombe certes point à l'auteur; les richesses paléolithiques françaises ont trop carrément orienté ses savants et ses chercheurs, à part d'honorables exceptions, vers cette époque, au détriment des suivantes. Et puis, les travaux consacrés au Néolithique et à l'âge du Bronze sont Anglais, Suisses et Allemands, c'est-à-dire écrits en des langues peu familières à nos voisins et amis de l'Ouest.

Cette réserve faite, je ne saurais trop recommander à nos membres d'acquérir cet „atlas“ où précisément le chapitre pratiquement étranger à notre sol national est traité avec un sens excellent de la documentation, de la rigueur scientifique et de l'art de résumer. Edg. Pelichet

J.-C. Spahni, Les mégalithes de Suisse. (Schrift. d. Schw. Instit. für Ur- u. Frühgesch., Basel, 1950. 70 p., 6 fig. 8 pl.)

Les mégalithes sont comme une écharde plantée au coeur des préhistoriens: ils gardent leur secret. Le plus expérimenté des savants conserve à leur endroit toute sa circonspection.

Cela a suscité du désordre, des appréciations fort diverses. En Suisse même, dès l'aube de la science préhistorique, la confusion a régné à leur endroit.

J.-C. Spahni publie aujourd'hui un inventaire de ces monuments. Au vrai, et on peut le chicaner sur ce point, il joint aux mégalithes proprement dite les monuments à cupules. Ce n'est pas le premier à grouper des monuments qui peuvent former un seul ensemble — aussi longtemps qu'on ne sera pas clairement fixé sur leur origine, leur rôle et leur nature.

Dressant une liste, M. Spahni ne l'a peut-être pas faite complète (m'a-t-on laissé entendre). C'est bien possible; je n'y vois pas de mal; énumérer, dresser un inventaire, c'est ipso facto s'exposer à souffrir de lacunes. Je connais de plus chevronnés que notre jeune chercheur genevois qui ont été victimes des mêmes lacunes.

M. Spahni a surtout prospecté les Alpes valaisannes et grisonnes, le Jura et le sud du Tessin, régions les plus denses en mégalithes ou monuments présumés tels et en pierres à cupules.

Il a eu le mérite de ne pas se laisser tenter d'interpréter ses monuments; il est demeuré prudent, il a préféré laisser au lecteur le sentiment de quelque chose d'incomplet, d'insatisfaisant, plutôt que d'exposer sa thèse (car il doit bien en avoir une) sur le sens et l'âge des mégalithes et des pierres à cupules.

Où je regrette l'absence d'un chapitre, c'est à la fin de l'ouvrage; j'aurais voulu y trouver une carte des zones à haute densité mégalithiques d'Europe — de manière à pouvoir juger si la Suisse est plus ou moins bien „servie“ que les pays voisins. La carte dressée par Spahni pour la Suisse révèle en effet des zones assez denses; il serait fort intéressant que l'ouvrage soit — une fois ou l'autre — complété d'une étude faite pour la Suisse, mais sur un plan plus général.

On a en effet trop souvent le tort, dans nos milieux suisses, de se contenter du résultat local, sans rechercher la leçon des comparaisons sur le plan international. Edg. Pelichet

A. Leroi-Gourhan, Les Fouilles Préhistoriques, Technique et Méthodes avec un appendice par A. Laming. Paris, Ed. A. et J. Picard & Cie, 1950, 1 vol., 88 p., 10 pl.

M. Leroi-Gourhan, directeur du Centre de Documentation et de Recherches préhistoriques du Musée de l'Homme, fouilleur expérimenté, a tenté, avec plein succès de donner en moins d'une centaine de pages l'essentiel de ce qu'il faut connaître avant d'entreprendre une fouille préhistorique. Un tel ouvrage devrait être lu attentivement et médité par tous les fouilleurs amateurs,

d'autant plus qu'il est d'une lecture agréable et émaillé de conseils judicieux et d'excellents exemples.

Le livre est divisé en trois parties. Dans la première, l'auteur énumère et commente les connaissances élémentaires nécessaires, les procédés modernes pour obtenir le maximum de renseignements du sol, de la faune et de la flore. La seconde partie comporte, nous dit M. Leroi-Gourhan dans son introduction, „deux appendices sur la recherche des oeuvres d'art et les méthodes de prospection et de datation les plus récentes de même que les renseignements qui assurent au fouilleur la liaison avec le monde scientifique“. Le deuxième appendice est dû à Mme A. Laming, attachée au Centre national de la Recherche scientifique, qui passe en revue et décrit brièvement les méthodes de laboratoire à la disposition des fouilleurs: radiographie, aimantation des poteries, dendrochronologie, „carbone 14“, fluor. Pour chaque méthode, des références bibliographiques.

La troisième partie comporte une dizaine de planches commentées, illustrant les étapes principales d'une fouille depuis l'outillage nécessaire jusqu'à la publication.

En fin de volume, liste des circonscriptions françaises des Antiquités préhistoriques et historiques avec nom et adresse des directeurs chargés du „contact avec les fouilleurs“. A. R.

W. Drack, Die römische Wandmalerei der Schweiz (Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, herausgegeben von der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte, Band VIII), Verlag Birkhäuser, Basel 1950. 139 S., 152 Textabb., 44 Taf., 7 Beilagen.

Wer kennt jene unscheinbaren Mörtelstücke mit Farbspuren nicht, die in unsern Museen lange Zeit irgendwo aufbewahrt oder irgendwo ausgestellt waren? Bröckelndes, langweiliges Zeug! — Voller Spannung, was sich aus so kümmerlichen Resten wohl aufbauen und erkennen ließe, nehmen wir den stattlichen Band W. Drack's zur Hand. Auf ausgezeichneten Tafeln tritt uns gleich ein Material entgegen, das nicht nur höchst interessant, sondern ebenso reizvoll ist. Viele überaus wertvolle Abbildungen im Text und mehrere Beilagen mit geschickten Rekonstruktionen erhärten noch den ersten Eindruck. Man freut sich schon auf die Lektüre.

Der Katalog, der Seitenzahl nach der umfangreichste Abschnitt, bildet den zweiten Teil der wohlgeordneten Arbeit. Er gibt erschöpfende Auskunft über alle Wandmalereifunde der Schweiz, die sich auf 16 Kantone und auf 107 Orte verteilen. Eine Übersichtskarte veranschaulicht das Bild. Wie wesentlich war doch die Bemalung der Räume in jener Zeit, selbst in der Provinz! Dieser, wenn auch bescheidene Luxus dokumentiert sich auch bei uns fast überall, wo der Römer sesshaft war, und gerade in einer solchen Nebensache kommen die Verbundenheit zum Stamm-land und die allgemeine Kultur sehr schön zum Ausdruck. Auffallend für die Schweiz ist das fast völlige Fehlen von Wandmosaiken und von Stuckverzierungen, die W. Drack in seine Untersuchung miteinbezogen hat. Für die letzten wären einige nichtfigürliche Beispiele aus Vindonissa heranzuziehen gewesen. Warum W. Drack aber ganz allgemein das „Gipsrelief“ eine seltene römische Dekorationsart nennt, ist uns bei der Fülle des noch Erhaltenen nicht recht verständlich.

In den, dem Katalog vorangehenden Abschnitten versucht W. Drack eine chronologische und stilistische Gruppierung, die auch in der recht knappen Formulierung überzeugend wirkt. Eine schöne Leistung! Weit auszuholen war nicht die Absicht des Verfassers. Über einzelne Fragen ließe sich so naturgemäß noch diskutieren, besonders auch, weil die Einordnung, wie F. Wirth sie gab, neuerdings beanstandet wird (van Essen, Becatti). Wenn auch in der Ausführung meist „bäuerisch“, verraten die Wandmalereien der Schweiz doch eindeutig ihre südliche Herkunft, viel mehr, als man es hätte ahnen können. W. Drack erbringt auf alle Fälle den Nachweis der Kontinuität vom Beginn des ersten Jahrhunderts bis gegen die Zeit um 300, und wir sind überrascht, mit wie typischen Beispielen — dank der Rekonstruktion — ihm dies gelungen ist. Es zeigen sich uns in der neuen Beleuchtung wahre Schätze: die Malereien aus Commugny, Augst (Puttenwand), Allaz, Münsingen und andere. Erst im Zusammenhang mit allem Vorhandenen, in einer gründlichen Monographie, kommt das Einzelne ganz zur Geltung. Wir besitzen also auch in der Wandmalerei ein sehr reichhaltiges und hochwertiges Erbe der römischen Antike! Daß der keinesfalls einfache Stoff mit solcher Gründlichkeit und Sorgfalt bearbeitet und auch buchtechnisch in so gediegener Form vorgelegt wurde, macht der Schweiz alle Ehre.

Christoph Simonett